

Spott-Revue

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **98 (1972)**

Heft 51

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Nutzungsbedingungen

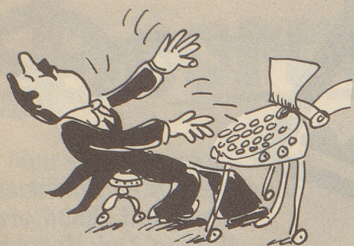
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

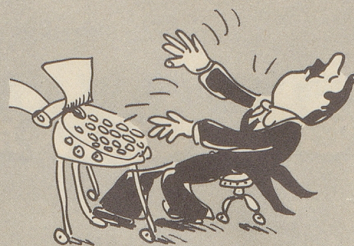
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Spott- Revue

von
Max Rüeger

Spott- Revue



Berner Debakel

Es war eine düstere Stunde der Großen Kammer im Bundeshaus zu Bern, als am 5. Dezember mit 91:71 Stimmen die endgültige Abschaffung der Kavallerie beschlossen wurde.

Nein – jetzt irren Sie, lieber Leser.

Sie stufen mich wohl ein als beleidigten Rößlifreund, als markigen Befürworter romantischen Militärgebarens, als Ewiggestrigen, dem endlich die Fortschrittlichen die Lust an vierbeinigem Manöverlis abgekauft haben.

Darf ich da sehr höflich und sehr bestimmt mitteilen, daß ich im Grunde der Eliminierung der Reiterwaffe – unter dem Gesichtspunkt der ja bereits fixierten Reduktion auf zwölf oder gar neun Schwadronen – nicht ein vernünftiges Argument hätte entgegensetzen können und wollen? Darum geht's hier überhaupt nicht.

Worüber ich hingegen lachen müßte, wenn's nicht zum Weinen wäre: da diskutiert der, wie ich höre und glaube, in höchstem Maße überlastete Nationalrat vor ein paar wenigen Wochen vehement und stundenlang über das gleiche Traktandum.

Da schmetterten gewählte Volksvertreter donnernde Voten für den Fortbestand der Gelben, offensichtlich geschockt von den 400 000 Unterschriften der Pro-Petition, da erläutern die Contra-Herren ihre Gründe, weshalb sie künftig auf Hufgetrappel in unserer Armee verzichten möchten, da werden Nein und Ja abgewogen – und schließlich jubeln die Kavalleristen: sie dürfen weiterexistieren.

Das gleiche Gremium, hastig vor Jahres-Torschluß nochmals zu einer Debatte zusammengetrieben, einigermassen verwirrt durch das Abstimmungsergebnis im Ständerat, läßt sich erneut die haargenau gleichen Argumente vortragen, ja ja, der Herr Bundesrat Gnägi hat sich inzwischen noch des Tiereschutzes bemächtigt, aber ansonsten gibt's im Westen nichts Neues – und jetzt sagt man endgültig nein.

Man erzähle doch nichts: die Finanzmisere war damals genauso bekannt wie jetzt, rein militärische Aspekte fielen genauso schwer oder so fast kaum ins Gewicht wie

in der ersten Runde, die Korpsgeister, die man rief, sie blieben. Warum also die totale Kehrtwendung?

Ich werde den Verdacht nicht los, daß sich diverse Ratsherren als Wellenreiter betätigten, ohne des Schwimmens kundig zu sein. Sie glaubten, der Sympathie-Woge, die die paar hunderttausend Namenszüge ins Bundeshaus schwemnte, stimmenträchtigen Tribut zahlen zu müssen. Anstatt Hand anzulegen – hoben sie die Hand zum Ja –, das schien doch im Sinne des Volkes zu sein.

Aber, so meine ich, derart schnell darf ein Parlament seine Meinung nicht ändern, wenn nicht wirklich aktuell-neue und schlagende Gesichtspunkte einen zuvor getroffenen Entscheid gegenstandslos ma-



chen. Am 5. Dezember 1972 bliesen Teufelsposaunen den Windfahnen-Marsch. Die Wandelgänge des Bundeshauses wurden zu Wankelgängen. Offenbar, so wurde man sich plötzlich bewußt, war's gar nicht so effektiv populär gewesen, für die Erhaltung der Kavallerie sich zu engagieren. Bissige Pressekommentare, gehässige Diskussionen allerorten – dem lautstarken Hurra der Dragoner stellte sich doch deutlich hörbares Mißmut-Gemurmel entgegen.

Man hatte sich verrechnet, das Bekenntnis zur Reitertruppe wurde nicht mehr als Verdienst gewertet, Blinde fühlten sich mit einem Male geblendet, medizinisch ein unhaltbarer Vorgang, parlamenta-

risch wie Figura zeigt absolut möglich.

Die Wortführer des Ja – im ersten Durchgang bekränzt mit dem Lorbeer echten Schweizertums – sie sahen sich degradiert zu unbelehrbaren Passé-Simpeln, die Nein-Herren, sie witterten die Morgenluft des Vor-Samichlaustages.

Das Fußvolk wollte nicht mehr in den Sattel steigen – es sprang aus den Bügeln, tätschelte jovial den Hals des Pferdes, auf das es zuvor wahltaktisch gesetzt hatte.

Auch die, denen vor Wochen der Schnauf ausgegangen war, atmeten auf. Eine miserable Komödie endete ohne amüsiertes Gelächter: die Schlußpointe führte das falsche Paar zusammen, und das erträgt ein Schwankpublikum höchst selten.

Eines der beiden Abstimmungsergebnisse fußt auf unseriösen Ueberlegungen.

Das Nein – und das Ja – eines von beiden stimmt nicht. Ich würde der genau gleichen Ansicht sein, wenn Nein und Ja umgekehrt zustande gekommen wären.

Wer in der Korrektur des ersten Entscheides lobenswerte Beweglichkeit des Nationalrates sieht, sei zu seiner Naivität von ganzem Herzen beglückwünscht.

Man war vielerorts mißtrauisch, als man davon hörte, es zeichne sich eine Mehrheit für die Beibehaltung der Kavallerie ab. Der spaßige Versuch, Hochrechnungen vor der Abstimmung anzustellen, brachte einen Hauch von Bonn nach Bern.

Noch mißtrauischer allerdings konnte man werden, als man dem Plenum in die zweite Entscheidung folgte.

Es sei, um restlose Klarheit zu vollziehen, betont: das Resultat an sich spielt höchstens eine sekundäre Rolle.

Aber beide Ergebnisse gemeinsam betrachtet – da wird's schon prinzipiell.

Man mag die Korrektur begrüßen – und ich begrüße sie unter den gegebenen Umständen, die sich unterscheiden von der Ausgangslage –, nur will mir der zeitliche Ablauf nicht in den Kopf, ebensowenig wie die Impulse zum Umsturz.

Das kann mir gar nicht in den Kopf gehen.

Weil ich ihn zu sehr schütteln muß.

Merci, Pfänni!

Man weiß es: das Sportpublikum ist vielfach grausam. Es jubelt seinen Helden zu, wenn sie Helden sind, es wendet sich ab, sobald diese Helden Schlachten verlieren. Das Sportpublikum hat, so sagt man eben, sein Recht auf Helden. Es bezahlt den Eintritt, dafür soll ihm etwas geboten werden. Und das Bieten ist in den meisten Fällen personifiziert.

Fritz Pfenninger, «Pfänni» genannt.

Er sei, so weisen Statistiker aus, der «erfolgreichste Sechstagesfahrer aller Zeiten».

Er nahm, offiziell, Abschied vom aktiven Radsport, am Six-Day 1972 im Zürcher Hallenstadion.

Zum 180. Male stieg er aufs Rad, um rauchige Runden zu drehen. 32 Siege hat er in dieser Sparte errungen, er wäre der bestdotierte Autobesitzer der Welt, würde er alle Wagen – nämlich 43 – behalten haben, die er auf den Bahnen fast aller Kontinente erspurtete.

Fritz Pfenninger, «Pfänni» genannt.

Er hat sein letztes Sechstagerrennen nicht gewonnen. Das war vorauszusehen.

Es lief ihm nicht mehr so wie einst – und damit war für ihn die Sache gelaufen.

Er litt, litt unter Verletzungen, aber er wollte dabei sein, wollte sich verabschieden auf jener Bahn, die ihm besonders teuer, auf der er besonders teuer war.

Als, nach der «Nacht des Schwei-

Für Anspruchsvolle



zer Sports», vor gefüllten Rängen, das Adieu von Fritz Pfenninger stattfand, respektive hätte stattfinden sollen, vollzog sich ein exemplarischer Fall von Undankbarkeit plus ein ebenso exemplarischer Fall von organisatorischem Ungeschick. Niemand wußte davon, daß «Pfänni» geehrt werden sollte. Nach der Schluß-Kavalkade der gastierenden Olympiasieger, Welt-Europameister, Rekordhalter aller Sparten, verzog sich das Publikum fluchtartig an die Tische der Beizelein, ihm düsterte nach Bier, nach Guggeli, das Huhn war wichtiger als der ehemalige Hahn im Korb der Sechstagesfans. Den Fans kann kein Vorwurf gemacht werden. Unkenntnis schützt da vor Strafe.



Aber Fritz Pfenninger pedelte seine Ehrenrunde ohne vollumfänglichen Sukkurs.

Burschikos formuliert: das Publikum war noch schneller in den Wirtschaften der Wandelgänge, als der ehemals schnellste Sechstagesprinter sein Rad besteigen konnte. 18 Jahre lang, lange 18 Jahre gehörte Fritz Pfenninger zu den besten Bahnrennfahrern der Welt. Er stieg auf wie ein Komet und blieb ein Fixstern.

Die Rennbahnen, sie haben bessere Zeiten gesehen. Sprinter, Verfolger und Steher, sie vermögen die Massen nicht mehr anzuziehen. Ich denke zurück an die Tage, an denen wir uns um Plätze auf der Offenen in Oerlikon balgten, an die Abende im Hallenstadion, da zündete der Funke, da schrie man mit, da war man guten Glaubens. Und immer war man fasziniert von Namen. Es war die Zeit der Heroen. Frosio, Besson, Harris, van Vliet, Roth/Bucher, Koblet/Kübler, Plattner, die Reihenfolge der Aufzählung ist ebenso unwichtig wie vergessene Stars.

Aber Stars gab's – und, etwas später als die erwähnten, «Pfänni» war einer von ihnen.

Schulte/Boyen, van Steenberg, Post, Peters – man nickt und weiß. Aber Fritz Pfenninger – ich denke, er war einer der letzten Könige. Im Sportjournalistenjargon wurde

der König gar zum Kaiser-Sprinter hochkatapultiert.

Schon das war verdächtig. Wo Könige nicht mehr genügen, müssen eben Kaiser her.

Pfenninger trug die Kaiserkrone mit Würde.

Nun fehlen die Kaiser, vermisst man die Könige, tummeln sich Hofschranzen.

Motten haben sich eingenistet im Purpurmantel der Rennbahn-Herrscher, der Mief von Operetten-Fundus breitet sich aus auf den spärlich gefüllten Rängen.

Das Wort vom «ungekrönten König»: es galt für Fritz Pfenninger. Obwohl er dutzendfach gekrönt worden war.

Das Reich der Rad-Monarchen ist zusammengeschrumpft. Der Exodus der Untertanen hat die Stadien entvölkert. Sprinter wurden lendenlahm, Verfolger müde, Steher kamen zum Erliegen.

Fritz Pfenninger war einer der letzten Großen.

Ihm danken wir unvergeßliche Sekunden um entscheidende Zentimeter. Vor wenigen Jahren noch strömte das Volk ins Hallenstadion, hasteten die Fans auf ihre Plätze, so sich eine Entscheidung anbahnte.

Glanz und Gloria im Nikotin-Schwalm.

Ich will nicht das Klischee von sportlicher Tragödie bemühen. Das würde Fritz Pfenninger kaum gerecht werden.

Ich werde den «Pfänni» nur einfach vermissen.

Neue Austragungsformeln sind kein Ersatz für alte Namen, die jung in Erinnerung bleiben.

Das ist kein Vorwurf an die Veranstalter.

Das ist vielleicht ein Zeichen der Zeit.

Einer Zeit, der Fritz Pfenninger angehörte, und die vorbei sein mag.

Neue Namen können kommen.

Neue Namen sollen kommen.

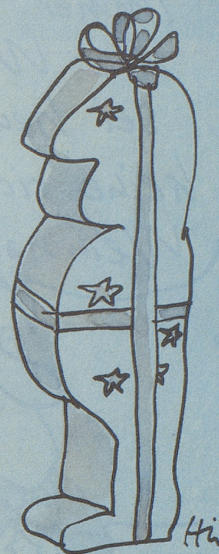
Gemessen werden sie an den alten.

In diesem Sinne: Merci, Pfänni!



Max Rüeger:

Verse zur Zeit



Geschenke

Zu Weihnachten kauft man ein. Geschenke.

Denke beizeiten ans Freude bereiten.

Bügeleisen, Pullover, Stereoanlagen, Safari-Reisen, es leuchten die Kerzen,

es flittert der Flitter, Engelshaar, onduliert, umschlingt Weißtannengeäst.

Geschenke in buntem Papier.

Man kann an den Formen der Päcklein errahnen, was da eingewickelt ist.

Geschenke.

So manches jedoch, was man schenken möchte, läßt sich nicht kaufen.

Das sind zumeist sehr profane Dinge.

Menschlichkeit. Freundschaft.

Liebe. Verständnis.

Was heißt profan?

Das ist falsch.

Nicht profan sind diese Dinge — unerschwinglich, teuer sind sie, auf keiner Preisliste, in keinem Katalog zu finden.

Man kann sie nicht kaufen.

Und sollte sie doch schenken.

Wie macht man das?

Muß man kaufen, was man schenken will?

Oder soll man haben, was man geben möchte?

Zu Weihnachten kauft man ein.

Geschenke.

Ich möchte Geschenke haben, die ich schenke.